Zeitschrift: Der klare Blick : Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut

Band: 4 (1963)

Heft: 46

Artikel: Mord auf Befehl : der Fall Staschynskij

Autor: Anders, Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1076912

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KARL ANDERS MORD AUF BEFEHL

Der Fall Staschynskij

© Verlag Fritz Schlichtenmayer Tübingen/Neckar

4. Fortsetzung

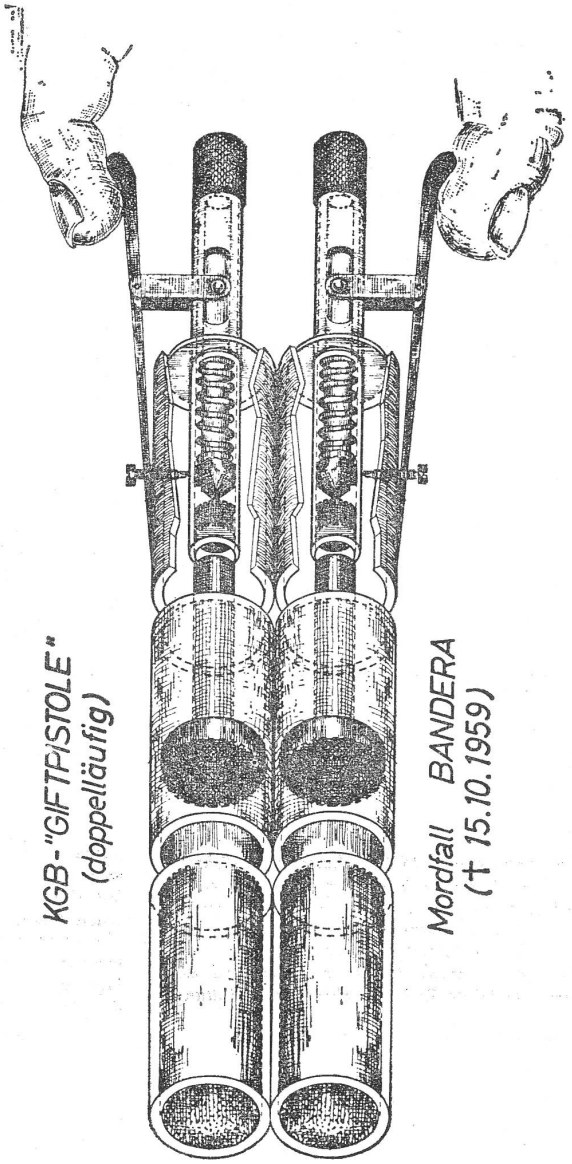
Aus dem bisherigen Inhalt:

Nach einem erfüllten ersten Mordauftrag 1957 erhält der junge sowjetische Sicherheitsdienstagent Staschynskij 1959 den Befehl, in München den ungarischen Emigranten Bandera zu beseitigen. Ein erster Anschlag im Mai missglückt. Aber am 15. Oktober ist es soweit. Staschynskij schildert zunächst, wie er um Mittag Bandera in seinem Opel-Kapitän beobachtet, und fährt dann fort:

Nachdem ich dies festgestellt hatte, beschloß ich, ohne dabei bereits an eine Ausführung der Tat zu denken, in die Kreittmayrstraße zu fahren, um zu sehen, ob Bandera dort eintreffen würde. Ich bestieg die Straßenbahn Linie 1 und fuhr bis zum Maßmannplatz. Dort hielt ich mich eine Weile auf und ging gegen 12 Uhr 45 in die Kreittmayrstraße hinein und zwar über die Hausnummer 7 hinaus, etwa fünf Häuser weiter. Ich nahm mir vor, dort bis 13 Uhr zu warten. Aus diesem Grunde weiß ich auch heute noch so genau die Zeiten, weil ich ständig auf meine Armbanduhr sah und froh gewesen wäre, wenn der Termin von 13 Uhr verstrichen wäre, ohne daß ich Bandera gesehen hätte. Ich wollte um 13 Uhr meine Aufgabe für diesen Tag als erledigt ansehen und keine weiteren Schritte mehr unternehmen.«

Kurz vor Ablauf dieses entscheidenden Zeitpunktes geschah etwas, was Staschynskij kaum noch erwartet hatte. Er berichtet:

»Kurz vor 13 Uhr bemerkte ich den blauen ›Opel-Kapitän‹ von Bandera. Er kam aus der Richtung vom Maßmannplatz und bog in die Kreittmayrstraße ein. Bandera saß allein im Wagen. Als er in die Toreinfahrt eingebogen war, entsicherte ich meine Waffe und ging im Bewußtsein einer schicksalhaften Fügung zum Grundstück Nr. 7. Von der Toreinfahrt aus glaubte ich Banderas Wagen bereits in der geöffneten Garage zu erblicken. Aber ich wagte nicht, genauer hinzusehen, sondern schielte gewissermaßen nur mit einem Auge in die Richtung. Am Haustor nahm ich die Waffe in die linke Hand und zog mit der rechten aus der rechten Rocktasche den nachgemachten Haustürschlüssel. Mit ihm öffnete ich die Tür. Ich stieg die fünf bis sechs Stufen zum Erdgeschoß hinauf (siehe Foto). Als ich zwei weitere Stufen der Treppe zum ersten Stockwerk zurückgelegt hatte, hörte ich plötzlich von oben Frauenstimmen. Dabei unterschied ich deutlich das Wort ›Wiedersehen‹. Dann hörte ich Schritte die Treppe herunterkommen. Die Geräusche der Schritte kamen ganz offenbar von Frauenschuhen, weil die Absätze besonders hart auf den Treppenstufen aufschlugen. Das war eine für mich völlig unerwartete Situation. Ich überlegte. Was sollte ich tun? Wenn ich die Treppe weiter hinaufging, mußte ich der Frau begegnen. Kehrte ich um und verließ das Haus, würde ich mit Sicherheit Bandera in die Arme laufen. Was tun? Ich faßte einen Entschluß. Ich trat an die Fahrstuhltür, die sich zwischen den Wohnungstüren im Erdgeschoß befindet. Ich stellte mich mit dem Gesicht zum Fahrstuhlschacht und drückte auf den Fahrstuhlknopf. Ich kann mich noch deutlich entsinnen, daß ich hörte, wie der Fahrstuhl von oben herunterkam. Von da an habe ich kein deutliches Erinnerungsvermögen mehr, ob ich den Lift betreten habe. Ich weiß auch nicht mehr, ob ich mit dem Gesicht zur Wand vor den Hausbriefkästen im Erdgeschoß stehen geblieben bin oder ob ich sogar mit dem Lift bis in die erste Etage gefahren bin. Mein Gehirn registrierte: Die Frau hat das Haus verlassen. Kurze Zeit darauf öffnete sich die Haustür. Wo ich das vernahm, kann ich heute nicht mehr sagen. Auf dieses Geräusch hin bin ich die Treppe hinuntergegangen und sah vom Erdgeschoß aus Bandera hereinkommen (siehe Foto). Im rechten Arm trug er mehrere Tüten, von denen mir eine mit roten Tomaten in Erinnerung geblieben ist. Mit der linken Hand versuchte er, den Schlüssel aus dem Haustürschloß zu ziehen. Aber trotz längerer Anstrengung schien ihm dies nicht zu gelingen. Um auch diese unvorhergesehene Situation zu überbrücken, bückte ich mich und faßte – wahrscheinlich mit der linken Hand – an meinen rechten Schuh und tat so, als ob ich die Schnürsenkel richten wollte. In Wirklichkeit hatte ich Schuhe ohne Schnürsenkel an (siehe Foto). Da ich beim Bücken nur die Füße von Bandera in meinen Gesichtskreis bekam, sah ich, daß er mit dem einen Fuß gegen die Haustür drückte, um den Schlüssel freizubekommen. – Schließlich richtete ich mich auf und ging ihm auf der kleinen vom Erdgeschoß bis zur Haustür führenden Treppe entgegen. Dabei hörte ich mich plötzlich etwa folgende Worte sagen: ›Funktioniert es nicht?‹ Bandera antwortete: ›Doch es funktioniert‹ und sagte noch etwas, was ich nicht mehr im Gedächtnis habe. Aber es ging wohl um das Steckenbleiben des Schlüssels.

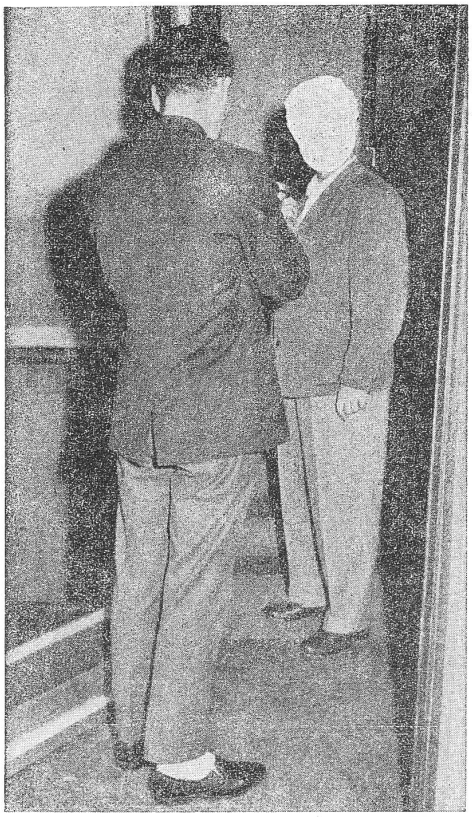


Rekonstruktion der doppelläufigen Tatwaffe im Fall Bandera.

Die Tatsache, daß ich überhaupt sprach, beweist, daß ich gewissermaßen in benommenem Zustand handelte, denn bei vernünftiger Überlegung hätte ich mir sagen müssen, daß meine damalige schlechte Aussprache mich sofort als Ausländer verraten mußte.

Während dieses kurzen Dialogs war ich ganz nahe an Bandera herangekommen. Er war noch immer im Profil zu mir mit der Haustür beschäftigt. Ich trat nun hinter ihn, ging an ihm vorbei, machte eine Kehrtwendung nach rechts, faßte mit der linken Hand den äußeren Türknopf und drückte mit der rechten Hand beide Läufe der Waffe in Richtung Hausflur ab (siehe Foto). Bandera hatte inzwischen seinen Haustürschlüssel freibekommen. Aber beim Abdrücken der Waffe habe ich sein Gesicht nicht gesehen. Trotzdem bin ich der Meinung, daß ich ihn – nun von der anderen Seite – wiederum im Profil, und zwar mit der linken Gesichtshälfte vor mir hatte. Die Tür war immer noch offen. Nach Lösen des Schusses zog ich die Tür zu. Ich wandte mich um und ging die Kreittmayrstraße an der Toreinfahrt vorbei in Richtung Erzgießerstraße. Dabei werde ich – ich kann mich daran nicht mehr genau entsinnen – die Waffe in meine linke Rocktasche zurückgesteckt haben. Auf jeden Fall zerdrückte ich die Ampulle mit dem Gegengift, die ich mit der linken Hand aus der linken Rocktasche herausgeholt hatte, und atmete die schnell entweichenden Dämpfe ein.

Was mit Bandera geschehen ist, nachdem ich die Tür hinter mir zugezogen hatte, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich habe weder einen Schrei gehört, noch habe ich gesehen, daß er in den Hausflur hineinfiel.«



Rekonstruktion der Tat mit Staschynskij: Staschynskij hat Bandera gesehen, wie er mit dem »Opel-Kapitän« in den Hof fuhr. Er hat mit einem Nachschlüssel die Haustür geöffnet und wartet vor der Aufzugstür auf Bandera.

Bei offener Tür schießt Staschynskij seinem Opfer Bandera die beiden Läufe der Giftpistole ins Gesicht.

Nach dem Mordanschlag auf Stefan Bandera im Flur seines Wohnhauses in München, Kreittmayrstraße 7, begab sich Staschynskij in die Nähe des Hofgartens und warf dort, wie nach dem Anschlag auf Rebet, die Tatwaffe von der kleinen Holzbrücke in den Kögelmühlbach. Dann ging er ins Hotel, bezahlte seine Rechnung und fuhr gegen 15 Uhr mit dem Schnellzug nach Frankfurt/Main. Dort übernachtete er im Hotel »Wiesbaden« (siehe Foto). Am Abend des 15. Oktober 1959 hatte er bei der BEA unter dem Namen »Kowalski« einen Flug für den 16. Oktober 1959 nach Berlin gebucht. Die Benutzung des Namens »Kowalski« entsprach nicht einer Anweisung durch Sergej, sondern einem spontanen Einfall, für den Staschynskij später durch Sergej gerügt wurde, weil die Figur des »Kowalski« von ihm frei erfunden worden war und nicht in die mit gefälschten Ausweisen untermauerte Legende paßte.

Stefan Bandera wurde am 15. Oktober 1959 um 13 Uhr 05 sterbend auf dem Treppenabsatz des ersten Obergeschosses aufgefunden. Hausbewohner des ersten Stocks hatten auf dem Flur Schreie und lautes Stöhnen gehört. Sie benachrichtigten Frau Bandera, die schon auf ihren Mann gewartet hatte, weil sie gehört hatte, wie er die Tür seines Wagens im Hof zugeschlagen hatte. Sie alarmierte die Rettungswache. Auf dem Weg ins Krankenhaus ist Bandera gestorben (siehe Foto – Todesanzeige).

Unter seinem Rock auf der rechten Seite fand man bei Bandera in einem Fanggurt eine Pistole. Wegen des Verdachtes eines gewaltsamen Todes wurde die Leiche Banderas am 16. Oktober 1959 obduziert. Die Obduktion ergab Gesichtsverletzungen durch kleine Glassplitter. Bei der chemischen Untersuchung des Mageninhalts wurden größere Mengen von Zyanidverbindungen nachgewiesen. Ergebnis: Verdacht einer Vergiftung durch Blausäure. Über die vermutete Todesursache wurde geschwiegen. Die Zeitungen sprachen von einem »Mysteriösen Mord in München«.

13. Die innere Umkehr

Nach der Rückkehr nach Ostberlin erstattete Staschynskij seinem Führungsoffizier über den Verlauf des Attentats auf Bandera genaue Meldung. In seinem schriftlichen Bericht erklärte er – wie im Fall Rebet –, er habe sich mit dem »Objekt« getroffen und er sei sicher, »die Begrüßung sei gut ausgefallen«. Sergej erteilte ihm diesmal besonders eindringlich den Befehl, Westberlin nicht mehr zu betreten. Er beglückwünschte ihn und sagte, er sei ein »Held«. Aber Staschynskij fühlte sich nicht als »Held«. Es war für ihn ein Anfang und ein Ende.

Über das, was er über den Mord an Bandera nach der Tat hörte und las, berichtet Staschynskij:

> »Die erste Zeitungsmeldung über das Attentat an Bandera las ich noch am 16. Oktober 1959 auf dem Flughafen Frankfurt/Main. Es hieß darin, daß Bandera in seinem Haus tot aufgefunden worden sei und daß man noch daran herumrätselte, auf welche Weise er ums Leben gekommen sei. Später las ich in der Presse der SBZ, Bandera sei offenbar im Auftrag des damaligen Bundesministers für Flüchtlingsfragen, Professor Oberländer, ermordet worden, weil Oberländer befürchtet habe, Bandera werde in dem damals gegen Oberländer anhängigen Verfahren als Belastungszeuge auftreten. Die Zeitung ender SBZ behaupteten, Oberländer sei einer der politischen Führer des im wesentlichen aus Ukrainern bestehenden Bataillons ›Nachtigall‹ gewesen, während Bandera sich an den illegalen Erschießungen durch dieses Bataillon beteiligt hätte.
> Schließlich sah ich in Ostberlin eines Tages eine Wochenschau von der ostzonalen DEFA. Sie zeigte die Beisetzung Banderas in München. Man sah ihn offen im Sarg liegen (siehe Foto). Seine Angehörigen und Freunde trauerten um ihn. Für mich waren diese Bilder wie ein Hammerschlag auf den Kopf.«

Staschynskij hörte die Worte des Kommentars, Bandera sei von bezahlten Agenten des amerikanischen Geheimdienstes feige ermordet worden. Er hörte zum ersten Mal das Wort »Mord«. Und er begriff, daß er ein »Mörder« war.

> »Ich sah zum ersten Male deutlich, was ich angerichtet hatte. Ich habe bereits früher bei dem Anschlag auf Rebet geschildert, daß mir durch die Konstruktion der Tatwaffe die mir befohlenen Tötungen leicht gemacht worden sind. Ich brauchte bloß an meinem Opfer vorbeizugehen und, ohne genau zu zielen, die Abzugsvorrichtung zu betätigen. Was mit den Opfern weiter geschah, habe ich weder bei Rebet noch bei Bandera wahrgenommen. Diese Filmaufnahme jedoch versetzte mir einen solchen Schock, daß sie zum Kern meiner menschlichen und politischen Wandlung wurde. Es kam mir zum Bewußtsein, welche unmenschlichen Folgen meine Taten hatten, und was ich mir aufs Gewissen geladen hatte. Ich drückte mich tief in den Sessel und habe die Hände vor die Augen geschlagen, damit ich nichts mehr sah. Als ich aus dem Kino kam, war ich vollkommen fertig. In diesen Augenblicken begann für mich eine Entwicklung, die gradlinig bis zu meiner Flucht nach Westberlin am 12. August 1961 verläuft.«

Staschynskij mußte mit jemanden sprechen und sich mit ihm über das Erlebnis im Kino unterhalten. Er vertraute sich seinem Führungsoffizier Sergej an, obwohl er wenig Hoffnung hatte, daß dieser ihn verstehen werde. Er sagte ihm: »Bandera hat eine Frau und Kinder. Ich habe es getan. Ich bin ihr Mörder.« Sergej hat darüber nur gelächelt. Er sagte: »Darüber brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen. Banderas Kinder werden Ihnen später dankbar sein, daß Sie die Tat ausgeführt haben, wenn sie die Zusammenhänge überblicken können.«

Staschynskij war erschüttert. Er wußte nicht, was er tun sollte. Er wußte nur eins, er war fest entschlossen, nie wieder einen ähnlichen Auftrag anzunehmen. Er hatte den Glauben an den Kommunismus verloren. In seiner Ausweglosigkeit vertraute er sich ein Jahr später – im Dezember 1960 – seiner Frau an und schilderte ihr in groben Zügen seine Gewissensqualen, die ihn seit jenem Kinobesuch nicht mehr losgelassen hatten.

Im November 1959 nahm ihn Sergej eines Tages mit in das Sperrgebiet von Karlshorst. In einer konspirativen Wohnung wurde er einem russischen General vorgestellt, von dem er annahm, daß er der Leiter des KGB in Ostberlin gewesen ist.

Staschynskij berichtete über diese Begegnung:

> »In der Wohnung war ein Essen vorbereitet und ein Tisch für drei Personen gedeckt. Die Mahlzeit begann mit einem Kognak. Der General eröffnete mir, es sei ihm eine besondere Freude, mir mitteilen zu können, daß man mir anläßlich der Durchführung eines ›*Regierungsauftrages*‹ den Kampforden des ›Roten Banners‹ verliehen habe. Ich solle in den nächsten Tagen nach Moskau fahren, wo man mir

diese hohe Auszeichnung aushändigen werde. Dann begann das eigentliche Essen, in dessen Verlauf allgemeine Gespräche – z. B. über meine Eindrücke von München – geführt wurden.

Als wir uns später zur Einnahme des Kaffees in ein anderes Zimmer begeben hatten, eröffnete mir der General, ich sollte nach der Ordensverleihung eine Weile in Moskau bleiben, bis Gras über die Sache Bandera gewachsen sei. Während dieser Zeit würde man mir eine zusätzliche Ausbildung für spätere und schwerere Aufgaben zuteil werden lassen. Er ließ sich nicht über Einzelheiten dieser Pläne aus, sprach aber von einer vielversprechenden Zukunft und einem entscheidenden Wendepunkt in meinem Leben. Bei dieser Gelegenheit warf Sergej etwa folgendes ein: ›In ein paar Jahren werden Sie vielleicht an meiner Stelle hier sitzen.‹«

14. Hohe Ehrung durch Schelepin

Nach seiner Unterredung mit dem KGB-General in Karlshorst traf sich Staschynskij häufig mit Sergej. Staschynskij fragte ihn, was aus seiner Braut werden solle, wenn er für längere Zeit nach Moskau gehen müsse. Sergej vertrat die Auffassung, diese Bindung wirke sich sowieso störend auf seinen weiteren Lebensweg aus. Er solle mit Inge Pohl Schluß machen und seiner Braut in geeigneter Form eine Geldabfindung zahlen. Staschynskij hielt zu seiner Braut. Sergej riet ihm, diese Frage in Moskau klären zu lassen. Zunächst müsse er gegenüber seiner Braut und ihren Angehörigen an seiner bisherigen Legende festhalten.

Der Termin für die Ordensverleihung war für den 25. November 1959 angesetzt. Am 21. oder 22. November fuhr Staschynskij von Ostberlin nach Moskau und wurde auf dem Bahnhof in Moskau von einem hauptamtlichen Mitarbeiter des KGB abgeholt. Er nannte sich Arkadij Andrejewitsch. Staschynskij wurde im Hotel »Leningrad« untergebracht.

An einem der nächsten Tage erschien der zum höheren Stabe des KGB gehörende Nikolaj Nikolajewitsch im Hotel. Er erklärte Staschynskij, die Ordenverleihung verzögere sich noch etwas.

Ende November wurde Staschynskij von Nikolaj in ein vorbereitetes Zimmer des Hotels »Moskau« gebracht und dort dem Abteilungsleiter des KGB, Alexej Alexejewitsch, vorgestellt. Nach einer kurzen Einleitung kam Alexej auf Staschynskijs Zukunft zu sprechen. Er erklärte, bis zu seinem nächsten Einsatz, d. h. bis sich die Aufregung um Banderas Tod wieder gelegt habe, solle er eine zusätzliche Ausbildung bekommen. In erster Linie müsse er sich in der deutschen Sprache vervollkommnen. Als zweite Fremdsprache sei Englisch vorgesehen. Dann werde man ihn für drei bis fünf Jahre nach Westeuropa schicken, wo er in gewissen Abständen »Aufträge« der bekannten Art auszuführen habe. Diese »Aufträge« seien seine Hauptaufgabe für die Zukunft. Auf sie habe er sich zu konzentrieren. In der Zwischenzeit werde er auch andere Aufgaben bekommen, wie etwa die Führung einer Gruppe von Agenten. Alexej hob hervor, er, Staschynskij, sei nicht irgendein einfacher Agent, sondern ein Vertreter des KGB in einer besonderen leitenden Stellung.

Anschließend kam er auf seine Braut zu sprechen. Alexej sagte, diese von ihm gewünschte Heirat mit Inge Pohl passe ihm nicht. Wegen seiner Legende sei eine Heirat schwer durchzuführen. Seine Zeit als »Lehmann« sei vorbei. Im übrigen sei es nicht üblich, daß ein KGB-Mann eine Ausländerin heirate. Die von Staschynskij vorgebrachten Gegenargumente, daß er Inge Pohl liebe und eine Heirat mit ihr eine Legalisierung im Ausland begünstige, ließ Alexej nicht gelten. Er riet ihm, er solle sich die Angelegenheit noch einmal reiflich überlegen.

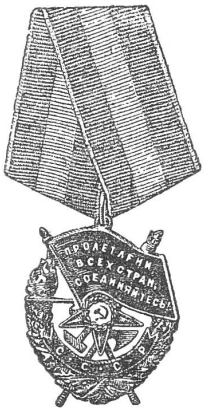
Am 4. oder 5. Dezember 1959 fand die angekündigte Ordensverleihung statt. Staschynskij wurde von Nikolaj in dessen Büro bestellt. Dort wurde er von Georgij Aksentewitsch, der ihm den Auftrag zur Beseitigung Banderas gegeben hatte, abgeholt. Sie gingen gemeinsam ins KGB-Hauptquartier zu Alexander Schelepin.

Alexander Nikolajewitsch Schelepin, seit 1952 Mitglied des ZK der KPdSU und des Obersten Sowjet, war am 9. Dezember 1958 als Nachfolger von General Iwan Serow Vorsitzender des Komitees für Staatssicherheit beim Ministerrat der UdSSR (KGB) geworden.

Bei Schelepin befand sich bereits Alexej, so daß an der folgenden Unterhaltung Schelepin, Alexej, Georgij und Bogdan Staschynskij teilgenommen haben. Staschynskij berichtet:

»Schelepin kam mir entgegen und begrüßte mich. Dabei konnte ich auf seinem Schreibtisch ein Aktenbündel erkennen, auf dem ein vergrößertes Bild von mir lag. Schelepin entnahm dem Bündel die Ordensurkunde, die er uns teilweise – den Anfang und das Ende – vorlas. Es hieß darin, daß man mir ›für die Durchführung eines wichtigen Regierungsauftrags‹ durch Beschluß des Obersten Sowjet vom 6. November 1959 den Kampforden des Roten Banners verleihe. Am Schluß standen die Unterschriften von Woroschilow und Georgadse, auf die mich Schelepin besonders aufmerksam machte.«

Marschall Klementi Woroschilow, bis Mai 1960 Staatsoberhaupt der Sowjetunion, unterschrieb die Verleihungsurkunde zum »Rot-Banner-Orden«.



Der Rot-Banner-Orden.

Alexander Schelepin, Vorsitzender des Komitees für Staatssicherheit (KGB), der Staschynskij für die erfolgreiche Liquidierung Banderas den »Orden des Roten Banner« verlieh.

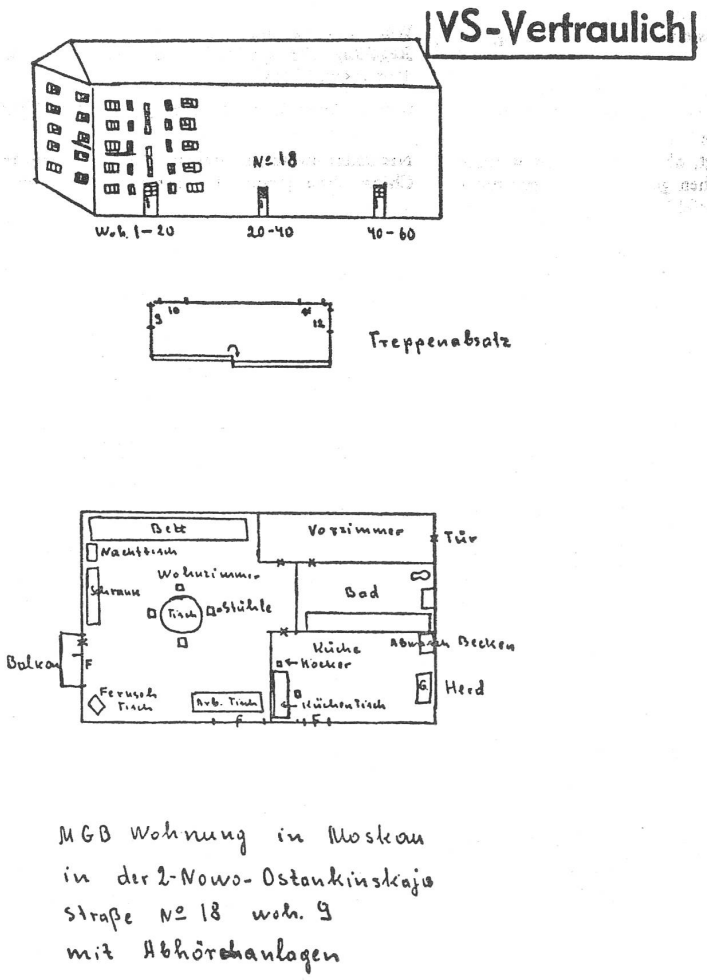
Marschall Klementi Efremowitsch Woroschilow war damals (bis Mai 1960) *Staatsoberhaupt der Sowjetunion oder Vorsitzender des Präsidiums aes Obersten Sowjets der UdSSR* (siehe Foto).
Michail Porfirewitsch Georgadse war Sekretär des Präsidiums des Obersten Sowjets.

»Dann händigte er mir eine Schachtel mit dem Orden aus und gratulierte mir. Die Urkunde, die mir an sich hätte ausgehändigt werden müssen, verblieb wegen ihres geheimen Inhalts bei meinen Akten. Diese Zeremonie war stehend ausgeführt worden. Nun setzten wir uns an den Konferenztisch, und Schelepin bat mich, den Hergang des Attentats auf Bandera zu schildern. Ich begann mit meiner Darstellung in Rotterdam und erzählte chronologisch alles, was mit der Tat im Zusammenhang stand. Dann ließ sich Schelepin nochmals genau beschreiben, an welcher Stelle ich die Waffe abgefeuert hatte, und eine Skizze von mir machen.
Anschließend erörterte Schelepin die weiteren Pläne, die man mit mir hätte. Unter politisch propagandistischen Verbrämungen sagte er, was man von mir erwarte, sei schwer, aber ehrenvoll. Als er schließlich auf meine persönlichen Angelegenheiten überging, konnte ich von meiner Braut berichten. Ich schilderte sie als eine ordentliche und arbeitsame Frau, mit der ich mich gut verstünde und die den politischen Ideen Moskaus gegenüber keineswegs verschlossen sei. Entgegen der Wahrheit beschrieb ich sie also als einen Menschen im sowjetischen Sinne.
Ich mußte lügen. Es ging um meine Seele. Ich verabscheute doch schon damals meine Taten. Ohne die Heirat mit Inge Pohl wäre ich vielleicht wieder ein linientreuer Kommunist und hundertprozentiger KGB-Mann geworden. Deshalb belog ich Schelepin, um mein Ziel zu erreichen. Schelepin machte den Einwurf, es gäbe auch in Moskau und im KGB hübsche Mädchen, die mir bei meiner Arbeit helfen könnten. Schließlich erklärte er, man könne an meinem Wunsch nichts aussetzen, wenn die Frau wirklich den Anforderungen einer sowjetischen Haltung entspreche. Dies könne man schon mit Rücksicht auf die Freunde aus den Volksdemokratien nicht anders entscheiden. Er stellte die Bedingung, meine Braut müsse meine spätere Tätigkeit unterstützen und auch in politischer Hinsicht den Anforderungen des KGB genügen.
Als die praktische Frage der Heirat erörtert wurde, machte ich den Vorschlag, daß ich zu Weihnachten nach Ostberlin fahren und die Angelegenheit regeln wolle. Obwohl Alexej dies erst für Mai oder Juni 1960 ins Auge faßte, war Schelepin schließlich damit einverstanden, daß ich schon zu Weihnachten nach Ostberlin fahre. Er forderte mich auf, meine Braut nach Moskau zu bringen und mit ihr ein paar Wochen dort zu leben, damit sie sich von der sowjetischen Wirklichkeit überzeugen könne. Erst nach dieser Zeit solle ich ihr dann erklären, daß ich kein Deutscher sei und für das KGB arbeite und sollte sie fragen, ob sie auch nach dieser Eröffnung mich noch heiraten wolle.
Am Abend des Verleihungstages feierte ich mit Arkadij und Nikolaj dieses Ereignis und fuhr einige Tage später nach Borschtschewize, wo ich im übrigen auch meinen Eltern von der Ordensverleihung erzählte. Am 20. Dezember 1959 war ich wieder in Moskau.«

In Moskau erhielt Staschynskij von Nikolaj Anweisungen, wie er sich in Berlin, insbesondere seiner Braut gegenüber, zu verhalten habe. Er solle ihr zunächst einen politischen Vortrag halten und durchblicken lassen, daß er für das KGB arbeite. Er solle sie dann fragen, ob sie ihm bei dieser Arbeit helfen wolle. Davon hänge ihre Heirat ab. Wenn sie zustimme, könnten sie Anfang Januar 1960 zusammen die Reise nach Moskau antreten. Wenn sie ablehne, solle er allein nach Moskau zurückkommen.
Bogdan Staschynskij fuhr nach Ostberlin und feierte in Inges Elternhaus Weihnachten. Über sein Gespräch mit Inge Pohl, in dem er sich ihr offenbarte, sagte Staschynskij:

»Ich sagte ihr, daß ich Russe sei und für das KGB arbeite, daß ich sie also bisher über meine Personalien und über die Art meiner Tätigkeit belogen habe. Die Reaktion meiner Braut war zunächst ein heftiger Schock, den ich dadurch zu mildern versuchte, daß ich sagte, ich sei eigentlich kein Russe, sondern ein Ukrainer. Im übrigen sagte ich, ich hätte eine verantwortliche Aufgabe, ohne dabei allerdings Einzelheiten zu erzählen. Die beiden Attentate auf Rebet und Bandera habe ich nicht erwähnt. Meine Braut lehnte das Sowjetsystem ab. Ich war mir deshalb klar, daß sie niemals in eine Mitarbeit für das KGB einwilligen würde. Es war auch gar nicht mein Wunsch, daß sie mitarbeiten sollte. Ich mußte sie wenigstens dahin bringen, daß sie sich in Moskau zum Schein für meine Arbeit interessierte. Dies machte ich zur Bedingung, wenn wir weiterhin zusammenbleiben wollten.
Natürlich haben wir auch erwogen, ob wir alles hinter uns zurücklassen sollten, um schon damals nach dem Westen zu gehen. Dieser Gedanke kam vor allem von meiner Braut. Da ich aber in meiner politischen Entwicklung zu einem solchen Schritt noch nicht weit genug war, schlug ich vor, erst einmal zu sehen, wie es in Moskau weitergehe. Ich wollte nämlich noch die eineinhalb Jahre Ausbildung mitnehmen, weil ich mir sagte, daß mir das für die Zukunft im Westen nur dienlich sein könnte. Schließlich blieb uns der Weg nach dem Westen immer noch offen, wenn er mir persönlich damals auch nicht unbedingt erstrebenswert erschien, weil ich mir darüber im klaren war, daß man mich wegen der Attentate auf Rebet und Bandera zur Rechenschaft ziehen würde.
Nachdem wir uns also einig geworden waren, ermahnte ich sie, daß alles, was wir besprochen hatten, unter uns bleiben müsse. Ich sagte ihr, daß sie nicht nur Moskau gegenüber schweigen müsse, sondern auch vor ihren Eltern, denn für ihre Angehörigen müsse es zunächst bei der alten Legende bleiben.«

Inge Pohl stimmte zu.



Zeichnung Staschynskijs von der Wohnung in Moskau 2. Nowo-Ostankinskaja-Straße Nr. 18, in der das KGB eine Abhörvorrichtung eingebaut hatte.

Lesen Sie in der nächsten Nummer:

15. Heirat mit Inge Pohl
16. Geburt und Tod von Peter
17. Die Flucht

Auslieferung Schweiz:
Neptun-Verlag Kreuzlingen